

Evaluation der Evaluation und so weiter

Universitätssysteme im Stress

Dass öffentliche Einrichtungen - auch solche, die auf der Freiheit von Forschung und Lehre beruhen - nicht nur sich selbst überlassen werden sollten, ist ein vernünftiger Grundsatz. Die «Qualitätskontrolle» jedoch, die im Universitätssystem als «Evaluation» selbstverständlich zu werden beginnt, hat ihre überaus fragwürdigen Seiten.

Die Evaluation ist der Motor der deutschen Hochschulreform. Sie ermöglicht dem Staat den direkten Zugriff auf Lehre und Forschung. Doch die Kriterien für die sogenannte Qualitätskontrolle erschöpfen sich oft genug in Zahlen. Worauf es der Bildungspolitik ankommt, ist, die Anzahl der Dissertationen, Publikationen, Zitationen oder die Höhe der Drittmittel festzustellen. Wie zweifelhaft diese Kriterien sind, zeigt sich schon darin, dass die Nobelpreisträger der letzten zehn Jahre nicht zu den am meisten zitierten Wissenschaftlern zählen. Geist ist nicht in Zahlen fassbar.

Im Mai letzten Jahres titelte die Deutsche Presseagentur: «Norddeutsche Rektoren fordern bessere Überwachung der Hochschullehrer». Kontrolle und Zielvereinbarungen seien nötig, um die Qualität von Lehre und Forschung zu verbessern. Dabei ist Norddeutschland Vorreiter in Sachen «Evaluation». Durch Evaluationsagenturen wurde ein Netzwerk errichtet, das indessen bis nach Baden-Württemberg reicht. Selbst bayrische Universitäten, die die Evaluation indirekt boykottieren - die Altertumswissenschaften wurden im gesamten Bundesland in einer Woche überprüft -, werden zum Einlenken gezwungen werden. Nicht der Koalitionsvertrag vom Oktober letzten Jahres, der die Evaluation aller deutschen Hochschulen ankündigt, ist das Druckmittel, sondern die Zuweisung der Mittel.

Die Hochschulrektorenkonferenz nimmt kein Blatt vor den Mund: «Die Hochschule, die meint, sie könne sich dem entziehen, muss sich ein anderes System von Hochschulfinanzierung suchen.» Nur wer die Transparenz von Lehre und Forschung zulasse - eine der grundlegenden Forderungen der Evaluation - und damit der Politik «entscheidungsrelevante Informationen» zuspiele, könne auf Dauer bestehen. Die Lehre wird in «Zielvereinbarungen» mit dem Ministerium festgelegt. Sie dient der «Zielverwirklichung». Die Forschung soll danach überprüft werden, ob sie für «Problemlösungen» geeignet ist. Dabei hat das Bildungsministerium nicht nur die Finanzierung der Institute im Visier, sondern jetzt auch die Leistungszulagen frisch berufener Professoren. Die Evaluationsergebnisse sollen sich in der Besoldung niederschlagen.

Fügsamkeit

Dass finanzieller Druck Anpassung erzeugt, ist evident. Die meisten Professoren sind nicht mehr bereit, öffentlich die Evaluation zu kritisieren, obwohl in ihren Instituten der Kampf um die Verteilung der Mittel schon längst begonnen hat. In Marburg wurden bei einer internen Evaluation die Zahlen manipuliert, um einem Professor die Stellen seiner Mitarbeiter zu kürzen. Der geringe Widerstand gegen die Reform eröffnet einem neuen Professorentypus die Karrierechance. Es ist der Funktionsprofessor, der sich nicht durch wissenschaftliche Erfolge hervortut, sondern sich durch den Eifer für Kontrollsysteme seine Stellung schafft. Das heisst, dass seine Evaluationsbefähigung bestätigt wird. Für ihn ist die Evaluation eine Wissenschaftsdisziplin.

Finanzielle Anreize tun ihr Übriges, wie es an einer niedersächsischen Universität geschah: Ein Professor, der seine Kollegen intern evaluierte, steckte 50 000 Euro an Drittmitteln ein. Dabei sollen diejenigen Professoren, die intern evaluieren - so der Wissenschaftsrat -, «ehrenamtlich» tätig sein. Die Zeit aber, die für Lehre und Forschung verloren geht, ist niemals in Geldwert bemessen worden. Noch teurer wird es, wenn eine Agentur zur externen Evaluation anreist. Dennoch wird versichert, dass durch die Evaluation Geld gespart werde. Nur durch die Stilllegung von Fachgebieten, die im Evaluationswettbewerb durchfallen, kann diese Vorgabe eingehalten werden. Auch ist es möglich, dass ein Institut, das Mittel für seine Evaluation einsetzen muss, bei einem negativen Ergebnis zukünftig weniger Geld aus dem Globalhaushalt zugewiesen bekommt.

Doch selbst im Bildungsministerium ist es mit dem Glauben an die Kostenneutralität nicht weit her. Der Staat plant, sich aus der Finanzierung der Agenturen zurückziehen. «Meta-Evaluationen», das heisst Dauerevaluationen, sollen sie am Leben halten. Die Hochschulrektorenkonferenz empfiehlt alle zwei Jahre einen Lehrbericht, zusätzlich eine regelmässige Befragung von Lehrenden und Studierenden, alle fünf Jahre eine interne, alle acht bis zehn Jahre eine externe Evaluation. Hinzu kommt alle ein bis zwei Jahre die Berichterstattung der Hochschulen über den Einsatz der zugewiesenen öffentlichen Mittel. Durch eine «Meta-Evaluation» soll nach zwei Jahren, so fordert es Niedersachsen, kontrolliert werden, ob das Institut den Empfehlungen gefolgt ist. Auch der Evaluationsausschuss des Wissenschaftsrats drängt darauf, zu prüfen, ob die Empfehlungen umgesetzt wurden. Bei einem negativen Ergebnis droht das Ende der finanziellen Förderung.

Doch allmählich kommen den Verantwortlichen Bedenken. Der Wissenschaftsrat argwöhnt, dass die Professoren ihre Themen nach den Erfolgsaussichten bei der Evaluation wählen könnten, und hat gleich die passende Medizin parat: Evaluation des Evaluationsverhaltens! Unterstützt wird der Wissenschaftsrat durch die Deutsche Gesellschaft für Evaluation: Durch regelmässige «Meta-Evaluationen» würden die Glaubwürdigkeit der Evaluationsergebnisse und die des neuen Berufsstandes der Evaluatoren erhöht . . .

Selbstmanagement

Zukünftige Professoren werden einer damit einhergehenden Entwicklung nicht entinnen können: Das Internetprogramm «Futur» des Bundesbildungsministeriums will «Lehrern und Dozenten in klassischen Bildungsinstitutionen» durch «Lernmoderatoren und Bildungscoaches» helfen, ihr «Image» zu verbessern. Für Hochschullehrer sollen die gleichen rhetorischen Inszenierungsmittel gelten wie für Politiker im Wahlkampf. Gefragt ist der «Wissenschaftsmanager», dessen erste Aufgabe es ist, Drittmittel einzutreiben - das Institut, das zur Finanzierung der Universität beiträgt, schneidet auf alle Fälle gut ab. Die ökonomischen Kriterien bilden die Leerformel, die je nach politischer Wetterlage anders ausgelegt werden kann. Es

werden dadurch Mechanismen geschaffen, die die Universität unterschiedlichen äusseren Einflüssen aussetzen.

Gegen solche Gängelung haben sich kürzlich die englischen Eliteuniversitäten ausgesprochen: Sie wollen sich nicht mehr evaluieren lassen, da das Verfahren das Verhältnis der Wissenschaftler untereinander und zu ihrer Disziplin negativ beeinflusse. Evaluation erzwingt Anpassung. Die Hochschulen wollen zurückkehren zur freiwilligen Selbstkontrolle. Oxford und Cambridge denken sogar über eine zukünftige private Finanzierung nach, um ihre Reformen selber bestimmen zu können. Ausgelöst wurde die Diskussion durch die Ergebnisse der externen Evaluation von 173 Instituten, die der Higher Education Funding Council of England (HEFCE) im Dezember 2001 veröffentlichte. Es stimmt heiter bis nachdenklich, dass im Vergleich zu 1996, als 43 Prozent der bewerteten Institute die höchste Note erreichten, nun gar 64 Prozent an der Spitze liegen. Es gibt demnach kaum noch Abweichungen von den Normen der Evaluation, so dass das Verfahren sich längerfristig ad absurdum führt. Mit so viel Anpassungsfähigkeit hatte selbst der HEFCE nicht gerechnet. Um die Professoren zur Konformität zu zwingen, hatte er finanzielle Anreize für die seit Jahren chronisch unterfinanzierten Institute gesetzt. Eine gute

Benotung wurde mit Geld belohnt. Nun ist das System aus den Fugen geraten. Einrichtungen, die nicht die Höchstnote erreichen, müssen mit Kürzungen bis zu 30 Prozent ihres Gesamtbudgets rechnen.

Diese negative Bilanz hält die Schweiz nicht davon ab, in den Chor der Evaluatoren einzustimmen. Sie träumt von einem einheitlichen europäischen Hochschulsystem, damit ihre Studierenden ins Ausland gehen können. Das ist legitim. Doch von einer Einheit ist man in Europa weit entfernt; und die Vielfalt ist die Stärke der Hochschulkulturen. Eine Schweiz, die sich anpasst, opfert ihr unverwechselbares Profil. Universitäten, die die Kosten für die Evaluation möglichst niedrig halten wollen und die billigste Agentur beauftragen, wie es in Freiburg geschah, klagen bereits über die Primitivität der Fragen und Kriterien: Die Effizienz der Lehre wurde am Ausstoss von fotokopierten Thesenpapieren und Texten gemessen; im Evaluationsdeutsch: am Output von Hand-outs.

Bettina Erche

Die Autorin arbeitet als Kunsthistorikerin und freie Journalistin in Frankfurt am Main.